

33 Länder 33 Wochen 33 Jobs

Jan Lachner
mit Philip Alsen

Als Jobhopper
unterwegs von
Aalborg bis
Zagreb



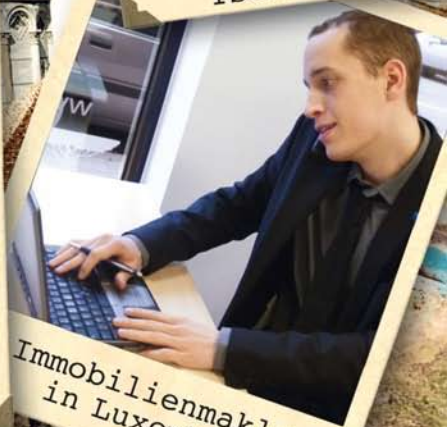
Förster in
Finnland



Bierbrauer in
Tschechien



Fischer
in Malta



Immobilienmakler
in Luxemburg

riva

Kurze Situationsbeschreibung: Malta, das sind sieben felsige Inseln im Meer, von denen nur drei – nämlich Malta, Gozo und Comino – bewohnt sind und die es insgesamt auf eine Fläche von 316 Quadratkilometern bringen. Das ist gerade mal so groß wie München (310,43 Quadratkilometer), und zumindest die Hauptinsel sieht aus dem Flugzeug aus wie ein Pfannkuchen im Meer. Knapp 420 000 Menschen leben hier, hauptsächlich wegen des angenehmen Klimas. Denn ansonsten ist Malta relativ abgelegen und hat wenig zu bieten: Sandstrände gibt es kaum, dafür jede Menge steiler Klippen. Es gibt keine Berge, keinen Fluss und keinen See. Bodenschätze gibt es auch nicht, und da es kaum regnet, sind Flora und Fauna eher ärmlich. Eidechsen, Geckos und ein paar andere Krabbeltiere finden sich zuhauf, ein wildes Tier, das größer ist als ein Kaninchen, ist aber auf Malta noch niemals herumgelaufen.

Wasser ist ein Problem. Tatsächlich ist Malta laut Statistik das wasserärmste Land der Welt, und entsprechend karg sieht es hier auch aus. Ein paar Kiefern, Oliven- und Eukalyptusbäume, ansonsten nur anspruchslose Sträucher wie Thymian, Rosmarin und diverse Hartgräser. Wenn irgendwo drei Bäume zusammenstehen, sind sie das, was ein Malteser unter dem Begriff »Wald« versteht. Seltsam: Seit 2001 gibt es auf der Insel einen Ferrari-Club. Warum das seltsam ist? Weil man sich fragt, wo die Clubmitglieder die immerhin 47 hier zugelassenen Sportwagen wohl ausfahren. Malta ist nämlich gerade mal 27 Kilometer lang, 14 Kilometer breit, und es gibt weder eine Autobahn noch große, mehrspurigen Straßen. Im Gegenteil: Geländewagen sind Trumpf! Wer so richtig dem Geschwindigkeitsrausch verfallen möchte, braucht ein PS-starkes Boot, denn die unendliche Weite des Meeres ist so ziemlich das Einzige, was Malta in Hülle und Fülle zu bieten hat. Sizilien ist knapp 50 Seemeilen entfernt, bis zur afrikanischen Küste sind es etwa 160 Seemeilen.

Kein sonderlich romantisches Plätzchen also, aber schon immer irre beliebt. In den vergangenen 2500 Jahren lebten hier die Punier, die Römer und die Araber. Die Insel spielte eine Rolle im Ränke-spiel der europäischen Adelshäuser, wurde im Jahr 1530 die »Zentrale« des Malteserordens, 1798 von Frankreich besetzt und zwei Jahre später dem britischen Königreich einverleibt. Erst 1964, nach genau 164 Jahren Kolonialzeit, wurde Malta von Großbritannien in die Unabhängigkeit entlassen. 1974 wurde es zur parlamentarischen Republik, und seit 2004 ist das nur knapp 7100 Einwohner zählende Städtchen Valletta die kleinste Hauptstadt aller EU-Länder.

Bis heute aber ist es nicht einfach, Malta einzuordnen. Zur Begrüßung sagt man »Merhaba«, zum Abschied »Ciao«. Maltesisch hat sich aus einem arabischen Dialekt entwickelt, und wer die aus dem Italienischen in die Sprache eingeflossenen Worte weglässt, kommt auch im Arabisch sprechenden Ausland gut klar. Und auch die Häuser erinnern an die engen Gassen einer arabischen Stadt: Erker, hölzerne Vorbauten und flache Dächer. Malteser, die in Tunesien Urlaub machen, stellen nicht selten fest: »Da sieht es aus wie bei uns.«

Und die Fischerei? War mal ganz groß, gehört auf der Insel heute aber zu den aussterbenden Berufen, zumindest wenn man von den Fischern spricht, die noch selbst mit ihrem Boot aufs Meer hinaustuckern. Große Fischereikonzerne, sinkende Fischbestände, ausländische Konkurrenz, Fangquoten und strenge Auflagen der Behörden machen den maltesischen Fischern das Leben schwer. Die Regierung hat deshalb ein Projekt angestoßen, das den Export von Fisch wieder lukrativ machen soll: Thunfischfarmen. Nur wenige Hundert Meter vor der Küste schwimmen ein paar Dutzend bis zu 60 Meter tiefe Käfige, in denen man versucht, die bis zu 300 Kilogramm schweren Raubfische zu züchten. Es ist ein von

Umweltschutzorganisationen wie Greenpeace mit Skepsis und Argwohn beobachtetes Unternehmen, das den Einsatz modernster Technik nötig macht. Schließlich ist der vom Aussterben bedrohte atlantische Blauflossenthun nicht nur einer der begehrtesten Speisefische der Welt, sondern auch das so ziemlich sensibelste Geschöpf, an dem man sich als Fischzüchter versuchen kann ...

Bei uns an Bord hingegen geht es weniger technisiert zu. Gleich an meinem ersten Tag tobt draußen auf dem Meer ein Sturm, und wir können mit der »Madonna di Pompeji« nicht auslaufen. Beinahe zwei Tage liegen wir im Hafen fest. Die Fischer schauen arabische Telenovelas, wir unterhalten uns mit Händen und Füßen, mit Schnalzen, Pfeifen und Lachen und warten, dass es losgeht. Wenn man nur will, versteht man sich auch ohne Worte.

Als der Wetterbericht am späten Abend eine Beruhigung vorhersagt, laufen wir aus, doch weit kommen wir nicht. Nach eineinhalb Stunden sind wir wieder zurück am Ausgangspunkt, der Wellengang war doch noch zu stark. Am Dienstag ist es dann schließlich so weit: Das Wetter klart auf, Käpt'n Amir befiehlt: »Leinen los!«, und mit voller Kraft dampft die »Madonna di Pompeji« aus dem Hafen von Marsaxlokk und nimmt Kurs auf die libysche Küste. Ein wundervoller Tag – von dem ich allerdings nicht viel mitbekomme. Erwähnte ich schon, dass ich seekrank werde? Nach nur zehn Minuten auf See gehe ich – wortwörtlich – auf die Bretter. Ich sterbe beziehungsweise fühle mich, als ob ich sterben würde. Liegen ist die einzige Möglichkeit, um weiterzuleben. Kalte Schweißausbrüche, ein benebeltes Hirn – und dann diese Übelkeit! »Es gibt keine Krankheit, die so schnell zu Selbstmordgedanken führt wie die Seekrankheit«, sagte 2010 der österreichische Universitätsprofessor und Allergologe Dr. Rainhard Jarisch in einem Interview mit einem Fachblatt für Medizin. Apathisch liege ich in meiner schmalen Koje. Die Ursachen für dieses spezielle Leiden sind übrigens

33 Länder, 33 Wochen, 33 Jobs

nach wie vor unbekannt. Dass erstaunlich viele taube Menschen dagegen gefeit zu sein scheinen, führt zu der Vermutung, dass die Seekrankheit etwas mit dem Innenohr zu tun haben könnte. Andere Wissenschaftler vermuten, dass die Histaminkonzentration im Blut verantwortlich ist. Da Histamine durch Vitamin C abgebaut werden, müsste ich demzufolge einfach nur frisches Obst essen, um wieder zu den Lebenden zurückzukehren. Aber das schaffe ich einfach nicht – ich bringe keinen Bissen hinunter.

Mir ist schlecht, ich bin nicht ansprechbar und kraftlos, und der Geruch des frittierten Fisches, der in der Gemeinschaftsküche im Fettbad brutzelt, macht's auch nicht gerade besser. Trockenese Toastbrot, mehr geht beim besten Willen nicht. Einen großartigen Seemann gebe ich gerade ab ...

Doch alles Leid hat irgendwann tatsächlich ein Ende. Meine Rückkehr unter die Lebenden wird durch das Drosseln der Geschwindigkeit eingeläutet. Wir haben die von Amir angesteuerten Fischgründe erreicht, und bei langsamer Fahrt spürt man auch den Wellengang viel weniger. Innerhalb kurzer Zeit habe ich meine alte Stabilität zurück.

Doch was kommt, ist kaum angenehmer. Ich habe mal ein Buch gelesen, in dem erinnert sich ein mehrfacher Weltumsegler an seine Reisen. »Es gab wundervolle warme Tage mit Sonnenschein und türkisfarbenem Wasser, meistens aber war es kalt und nass, und ich war ständig übermüdet!« So ist es auch bei den Fischern. Jetzt, da wir die Netze ausbringen können, leben wir im Zweieinhalb-Stunden-Rhythmus: Netze raus, zweieinhalb Stunden fischen, Netze einholen, Fische entladen, Netze wieder ausbringen, Fische sortieren, säubern, einfrieren. Wer schlafen, essen oder einfach mal ausruhen möchte, muss das zwischendurch tun. Wir arbeiten rund um die Uhr, an Bord wird tatsächlich jede Hand gebraucht. »Good fish«,

sagt Amir und zeigt auf ein paar an Bord zappelnde Seeteufel, Doraden, Goldbrassen, Shrimps und Tintenfische (die immer wieder versuchen, sich davonzustehlen). Der Rest, kleine Haie, Rochen und eine ganze Reihe anderer Fische, von denen ich nicht einmal weiß, wie sie heißen, sind »bad fish«. Schlecht, weil unverkäuflich. Und das heißt: ab über Bord, zurück ins Wasser. Es ist eine enorme Verschwendung, zumal die meisten der als Beifang rausgeholtene Fische durch den Druckabfall beim Hochholen des Netzes bereits verendet sind. Andere Fische überleben das Einziehen zwar, ersticken aber an Deck. Insbesondere die ungefähr 20 cm großen Kleingefleckten Katzenhaie, von denen wir bei jedem Fang Dutzende an Bord holen, kämpfen hartnäckig um ihr Leben. Minutenlang winden sie sich wie verrückt, es ist schrecklich anzusehen. »Rette sie!«, schreit da der Umweltschützer in mir, zumal ihre Überlebenschancen gut sind, wenn man sie rechtzeitig wieder ins Wasser wirft. Wie ein Wiesel hüpfte ich also über Deck und versuche, dem Meer möglichst viele seiner Fische unversehrt zurückzugeben. Natur- und Umweltschutzorganisationen wie der WWF schätzen, dass durch diesen »Beifang« rund 40 Prozent des jährlichen Weltfischfangs verloren gehen. Und den toten Beifang einzusammeln und mitzunehmen? Wäre doch schlau, oder? Vielleicht könnte ein Aquariumsbetreiber ihn als Futter gebrauchen, vielleicht würde ein anderer Fischer ihn kaufen? Geht nicht, ist verboten. Ein Fischer in der EU braucht für jede von ihm gefangene Fischart eine Erlaubnis. Hat er die nicht, darf er den Fisch nicht an Land bringen. Also wirft man ihn weg und tut, als hätten wir noch eine zweite Welt irgendwo in Reserve. (Anmerkung: Inzwischen hat die EU sich der Sache tatsächlich angenommen. Fische dürfen nicht mehr über Bord geworfen werden, sie werden nun zu Futter für Zuchtfische weiterverarbeitet ...)

Die Zeit von drei bis sechs Uhr in der Früh ist die härteste. Bei der Marine nennt man das die »Schweinewache«. Alles im Körper ist auf Schlafen eingestellt. Aber es ist faszinierend: Wer, wie ich, aus